

Dieter Roth

## **Das Haus**

Ohne Bitterkeit denke ich zurück an die Zeit, da ich innerhalb weniger Stunden mein Erbe verlor. Ich sage ohne Bitterkeit, weil ich dieses Erbe mit Willen zerstört habe, weil diese Zeit unheimlich raschen Zerfalls alles dessen, was mir hätte teuer sein sollen, wenn ich es recht bedenke, meine erfüllteste war. Unaufhaltsam trieb alles auf ein Ende zu, und treiben ließ auch ich mich nur zu gerne. In einer Art von Taumel erlebte ich damals den Herbst in seiner Quintessenz, wie er sich in seltsamer Verkehrung der Jahreszeiten vor meinen Sommer schob, in dem ich jetzt, entblättert und aller Lasten ledig, mich zum Schreiben setze.

So aber fing es an. Als ich eines Morgens aus tiefem, traumlosem Schlaf erwachte und mein Blick auf die Wand hinter dem Kopfende des Bettes fiel, bemerkte ich dort einen Fleck. Er lag halb im Schatten des breitgerahmten Bildes, das meine seligen Eltern als lächelndes Brautpaar darstellte. Ich hob das Bild vom Haken und sah mir die Stelle an. Das Gebilde von der Größe einer Hand war scharf umrandet und in seiner Mitte dicht besät mit Wasserperlen, in denen sich das gegenüberliegende Fenster hundertfach spiegelte. Etwas Starres und Feierliches haftete ihm an. Es ist wie ein kostbares Diadem, dachte ich, das der Zufall aus seinem Versteck gespült hat, damit es sich einem, der mit ihm nichts mehr anzufangen weiß, in seiner alten Schönheit noch einmal zeigt.

Um dem Phänomen auf den Grund zu gehen, rückte ich mein Auge nahe an das blinkende Geperle heran. Was sich meinem Blick darbot, was dort aus der Nacht der Mauer hell auf mich einstürzte, war eine Landschaft ähnlich denen meines heißgeliebten Yves Tanguy, in die mich zu versenken schon lange mein Vergnügen war. Was ich also sah oder sozusagen wiedersah, war nicht weniger als jenes traurig-heitere aquatische Eden in den Bildern dieses Malers.

Ich nahm zwar darin zunächst an Bewegung nicht viel mehr wahr als ein langsames quallenartiges Pumpen, doch allmählich unterschied der Blick auch die feineren Details. Über einen sich ins Unendliche verlierenden Grund von muschelbesetztem weißem Sand wehten durch das klare Fluidum anthrazitfarbene Schleier mit genauen Säumen, sich faltend und entfaltend in ständig wechselnden Formen. Das stumme und träge Flossenspiel phantastischer Wassertiere in einem Urmeer – so wird es wohl gewesen sein, bevor Gott in siebentägiger Mühe die Welt erschuf, bevor also das Wort fiel, das uns für immer von alledem trennte. Wehmut und Sehnsucht ergriffen mich zugleich, plötzlich aber auch Freude an der Helle, in der ich mich selber befand, Freude an der Grenze, die ich zwischen mir und jener unverhofft entdeckten Welt deutlicher zu spüren begann.

Von langer Dauer war die Freude nicht. In meiner märchengläubigen Naivität meinte ich, mit dem Fleck eine Abmachung treffen zu können: Bleibst du nur hübsch in deinen Grenzen, so werden wir

irgendwie miteinander auskommen, Platz ist genügend da. Er schien verstanden zu haben, denn nichts rührte sich dort in den folgenden Tagen. Ich gewann meine Ruhe wieder. Ein herbstlich kühler Sommer kam meiner Stimmung entgegen. Über die Steppe, in der das väterliche Haus mit mir als einzigem Bewohner einsam stand, spannte sich tagelang ein Himmel wie aus Glas.

Dieses Haus, zwei Meilen vom Rand der großen Stadt entfernt, hatte seine Geschichte. Mein Vater, einst in der Erdölindustrie tätig, hatte das Grundstück in jenen Gründerzeiten auf ölträchtigem Boden erworben und beim Bau des Hauses auf maßvolle Distanz zur Stadt geachtet. Mit maßvoll meine ich, daß zum einen kein Nachbar uns ins Schlafzimmer schauen konnte, zum anderen aber immerhin die städtische Wasserleitung bis hierher führte, ein bequem gangbarer Fuß- und Fahrweg zum Stadtrand beziehungsweise zur Endschleife der West-Straßenbahn ohnehin.

In etwa einer halben Meile Entfernung westwärts lebte in seinem Häuschen allerdings ein Bahnwärter, mit dem meine Eltern zu Lebzeiten lockeren, aber um so herzlicheren Umgang pflegten. Er betreute ein totes Nebengleis der staatlichen Eisenbahn, das sich wenige hundert Meter hinter dem Wärterhäuschen im Nichts der Steppe verlor. Irgendwann einmal waren hier Kesselwagen stadtwärts gefahren, aber nun schon lange nicht mehr. Die Wärterstation war also funktionsloser Luxus, eine Arabeske im alten Streckennetz und halb der Nostalgie, halb der Stetigkeit solcher Großapparate wie der Eisenbahn zu verdanken.

Mein Brot verdiente ich in der Stadt. Ursprünglich, das heißt in den Jahren nach dem Krieg, in denen der junge König von seinem Thron verjagt worden war und anstatt seines Bildnisses die Konterfeis der neuen regierenden Galgengesichter die Wände von Amtsstuben und Klassenzimmern zu zieren begannen, arbeitete ich zunächst in einem belletristischen Verlag als Lektor. Was ich da im Zuge der neuen Zeit an Literatur über Helden von Hammer, Sichel und Kalaschnikow sowie über ihren gefahrvollen Kampf gegen die klassenfeindlichen Mächte auf den Schreibtisch bekam, war nicht dazu angetan, in mir Begeisterung zu wecken.

Ich ließ mich daher unter Vortäuschung schlimmer körperlicher Gebrechen in die seichteren Gewässer eines Lexikon-, Telefonbuch- und Kalenderverlags versetzen, wo ich es, wie ich dachte, ausschließlich mit trockenen Daten zu tun haben würde. Kaum hatte ich mich jedoch, zusammen mit anderen, der Neubearbeitung des traditionsreichen enzyklopädischen Wörterbuchs in einem Band zu widmen begonnen, durfte ich auch schon die Erfahrung machen, daß das bewährte Prinzip der alphabetischen Stichwortanordnung über Bord geworfen werden mußte.

Die Person, die ein kurz vor seiner Pensionierung stehender Kollege mit „mutra supremă“, zu deutsch etwa „oberste Visage“, zu bezeichnen pflegte und mit der der zepterschwingende Staatspräsident des neuen Regimes gemeint war, mußte auf höhere Anweisung mitten im enzyklopädischen Teil des Wörterbuchs unbedingt einen Artikel auf einer Doppelseite bekommen,

und zwar zusammen mit seiner Gattin. Jeder, der weiß, welcher Redigier- und Umbruchkünste es bedarf, um einen Lexikonartikel am Beginn einer linken Seite anfangen und am Ende einer rechten aufhören zu lassen, wird unsere Gefühle verstehen. Hinzu kam, daß die Präsidentengattin wegen ihres Vornamens in der alphabetischen Reihenfolge vor dem präsidentialen Gemahl hätte zu stehen kommen müssen, dies aber nun einmal wegen ihrer geringeren Bedeutung als Person und der damit zusammenhängenden Kürze ihres Artikels nicht durfte. Wie man's auch drehte und wendete, es war der Gipfel der Peinlichkeit.

Darüber hinaus hatten wir aus Gründen genealogischer Erhöhung der Lexikonperson auch noch einen Bojaren gleichen Namens mit fortschrittlicher Rolle in der Achtundvierziger Revolution herbeizuzaubern und der enzyklopädischen Präsidentenwürdigung als Ergänzung folgen zu lassen. Was sagte der erwähnte Vorruhestandskollege mit der Begabung zu höherem Witz und dazugehöriger spitzer Zunge als Kommentar zu all diesen Verrenkungen? „Hier hätten wir nun also endlich die absolute Neuheit einer *analphabetischen* Enzyklopädie mit ad hoc gefälschtem Hundestammbaum.“

Dieses Erlebnis hatte jedenfalls zur unmittelbaren Folge, daß ich mich schleunigst in die Telefonbuchredaktion versetzen ließ, die immerhin ein völlig politikfreies Produkt herstellte, nicht zuletzt weil ja darin kein einziger Abonnent aus den höheren Staatsetagen mit seiner privaten Anschlußnummer vertreten sein mußte und wollte. Rückblickend kann ich aber heute dankbar feststellen, daß ich in diesem Verlagsressort die ruhigste Kugel meines ganzen bewegten Arbeitslebens geschoben habe.

Es gibt Fragen, die sich überraschend im Leben stellen, und man ist nur allzu geneigt, ihre Beantwortung vor sich herzuschieben, in der stillen Erwartung, daß sie sich von selber lösen, daß sie, so plötzlich, wie sie da waren, auch wieder verschwinden. Der feuchte Fleck über meinem Bett war eine solche Frage. Die mancherlei Ablenkungen, die ich mir verschaffte, die Selbstberuhigungen, zu denen ich Zuflucht nahm, sie waren nur billiger Aufschub und teure Gnadenfrist. Es bewahrheitete sich auf erschreckende Weise, was der Volksmund in diesen geographischen Breiten so ausdrückt: „Wovor du Angst hast, das läßt dich nicht los“. O ja, ich hatte plötzlich Angst. Das Zurücktreten des Flecks in die Wand, meine innigst-demütigste Hoffnung, sie wollte sich nicht erfüllen.

Auch ein Schwinden und Schrumpfen des Flecks war selbst über viele Tage hinweg nicht zu beobachten. Im Gegenteil, hinter seinem Gefunkel schien etwas unablässig für Nahrungszufuhr zu sorgen. Prall schimmerten die Wasserperlen im einfallenden Tageslicht und wurden erst in der Abenddämmerung stumpfer und ruhiger. Ich beschloß, mich nach Hilfe umzusehen. Kollegen oder Freunde sind in solchen Fällen nicht der beste Beistand. Zu groß ist die Scham, die man vor ihnen

empfindet angesichts einer solch offenbaren Stigmatisierung, und die tiefere Bedeutung des Wortes „Schandfleck“ – ging sie einem nicht hier erst richtig auf? Am besten, du holst dir Rat bei einem Experten, sagte ich mir. Das Problem ist nur mit der Kühle und Gelassenheit eines Wissers und Könners anzugehen.

Ich hatte einmal nach Feierabend Einkäufe in den Markthallen am Platz der Zwillinge zu besorgen. Am schwarzbronzenen Denkmal der Wölfin, die an ihren Zitzen Romulus und Remus schon ewig säugte, marschierte ich wie immer wehmütig-heiter vorbei, die „Milch der frommen Denkart“ im Kopf zitierend, die man nirgend sonst mehr trinken konnte als in diesem ehernen Bild aus Roms frühen Tagen, denn lange schon war sie in dieser Stadt und diesem Land in „gärend Drachengift“ verwandelt, wie Schiller es seinen Tell sagen läßt.

In einer der Nebengassen befanden sich, wie ich es von früheren Besorgungsgängen mit den Eltern in Erinnerung hatte, die Klempnerwerkstätten, zu jener Zeit zwar schon längst mit den Schildern der Genossenschaft „Rotes Rohr“ versehen, aber, wie man sich erzählte, noch immer vom Geist der alten Gilde der Installateure erfüllt. Das Wassernetz einer Großstadt ist neben dem Bahnnetz die zweite Einrichtung, deren Wichtigkeit nicht überschätzt werden kann. Die postmonarchische Obrigkeit hatte jedenfalls sehr früh begriffen, daß damit selbst in Zeiten einer weitverbreiteten politischen Geistesgestörtheit nicht zu spielen und zu spaßen ist.

Da stand ich also mit einem Mal in der gesuchten Gasse und wunderte mich, weit und breit keinen Menschen zu sehen. Hinter einer Flucht von blechgedeckten niedrigen Häusern zu beiden Seiten des Fahrwegs begann schon das offene Feld. Ich schritt den Gehsteig entlang und sah plötzlich, wie sozusagen aus der Luft eine Gestalt auf mich zukam, ja sich mir genau im Rhythmus meiner Schritte näherte. Als wir uns Auge in Auge gegenüberstanden, erkannte ich mein eigenes Bild in einem Spiegel, der in der Höhe des Ladenschilds über den Gehsteig ragte. Nun erst bemerkte ich in dem Spiegel einen zweiten, der sich im Inneren des Raumes hinter dem Schaufenster befinden mußte und das Bild eines Menschen zurückwarf, der mich aufmerksam zu mustern schien.

Der leicht angegraute kräftige Mann mittleren Alters, der mir beim Betreten des Ladens gegenüberstand, war jedenfalls ob meines Staunens, in das mich die Veranstaltung seiner optischen Spiele versetzt hatte, höchst amüsiert: „Treten Sie bitte ruhig ein, es geschieht Ihnen nichts. Nehmen Sie einen Augenblick auf dem Eisenschemel dort Platz, ich stehe gleich zu Diensten.“

Er griff sich eines der vielen Zwei-Zoll-Rohre, die an der Wand lehnten, hielt es sich beidhändig ans Auge und blickte durch die Öffnung hindurch auf die Straße, sehr lange und sehr interessiert, wie mir schien. „Sie ahnen gar nicht“, sagte er nach einer Weile, „wie scharf und weit man mit einem einfachen Wasserleitungsrohr ‚teleskopieren‘ kann. Ich habe den Trick von einem Kunstliebhaber gelernt, der in einer Ausstellung, die ich besuchte, die Bilder an der Wand nur durch

den Ring hindurch betrachtete, den er aus Daumen und Zeigefinger formte.“ Das ungerahmte Blickfeld, erklärte er mir, sei sonst von Unschärfen gesäumt, die die Sehklarheit beeinträchtigten. Das Wort „teleskopieren“, mit dem er seine Art der Rohrfernschau bezeichnete und das mir bis dahin nirgends begegnet war, habe ich wegen seiner Auffälligkeit im Gedächtnis behalten.

Ich hätte mir nie träumen lassen, in einem Klempnerladen einen so kunstsinnigen Menschen zu treffen, und glaubte daher, in dieser Begegnung ein gutes Omen für mein Vorhaben zu erkennen. Dieser Eindruck festigte sich noch, nachdem ich dem Mann mein Problem vorgetragen hatte. Er wußte sogleich, worum es ging. „Das Phänomen ist verbreiteter, als Sie vielleicht annehmen. Es ist sozusagen die Folge einer in letzter Zeit aufgetretenen Druckerhöhung im System.“ Nun hätte ich ja weiter bohren und fragen können, was es mit diesem „System“ und dieser „Druckerhöhung“ auf sich habe, aber ich war von der Erklärung des Klempnermeisters so sehr beruhigt, daß ich alles vertrauensvoll in seine Hände zu legen gedachte. Es stellte sich schließlich noch heraus, daß ihm die Lage meines Hauses durch den Streckenwärter in meiner Nachbarschaft sehr wohl bekannt war. „Alexe, so heißt der Stationsvorsteher, ist nämlich mein Gevatter, und ich besuche ihn sehr oft.“ Wir vereinbarten uns auf einen der nächsten Tage nach Feierabend, da wollte er mit seinem Werkzeugkarren auf einer Draisine der Eisenbahn, die er sich durch einen Freund zu besorgen hoffte, zu Herrn Alexes Station heranrollen. Da nun alles einen so glücklichen Verlauf genommen hatte, marschierte ich höchst zufrieden heimwärts, vorbei an meinem Zwillingssdenkmal, dessen vertraute Erscheinung mich in eine geradezu euphorische Stimmung versetzte.

Das Mal über meinem Bett würdigte ich kaum eines Blickes mehr. Schon gar nicht näherte ich mich ihm, um zu erkunden, was hinter ihm weiter passierte. Daß ich etwas mit ihm vorhatte, mußte es nicht wissen. Mir schien aber doch, als ahnte es zumindest, was gespielt wurde; jedenfalls meinte ich in seinem Funkeln einen Anflug von Unmut wahrzunehmen.

Dann kam der schicksalvolle Tag. Ich war zu Hause angelangt, gerade als im Westen riesengroß und rot die Sonne über den Steppenhorizont rollte. Da sah ich ihn kommen, den Meister Pamfil, das war sein Name. Mit seinem Werkzeugkarren näherte er sich von der Streckenwärterstation her. Seine mir jetzt noch kräftiger erscheinende Gestalt ragte mit dem Kopf genau in den Sonnenball hinein, ein im Schreiten sich wiegender grauer Schatten mit übergestülptem Heiligenschein – der Anblick war so komisch wie blasphemisch zugleich.

Er schien voller Tatendrang, ja auch glänzendster Laune zu sein und begrüßte mich wie einen alten Bekannten. Als wir dann aber vor dem Fleck standen, legte sich seine Stirn ein paar Augenblicke lang in nachdenkliche Falten. Er stieg auf einen Stuhl und sah sich das Mal in Augenhöhe an. Ich rief ihm zu, er solle ruhig einen Blick hineintun. Er winkte ab und sagte, er wisse nur zu gut, was dort drinnen vorginge, nämlich nichts anderes als die stumme Bewegung des ewigen Wassers, für

den Fachmann allerdings ein reines Gaukelspiel ohne tiefere Bedeutung. „Wäre es anders, wir könnten da nichts tun“, fügte er hinzu und war plötzlich wieder die Gelassenheit selber.

„Sie haben auf den höheren Schulen, die Sie vermutlich besuchten, gewiß auch etwas über Kapillarität gelernt“, fuhr er fort. Ich nickte. „Nun, das ist es auch hier. Wo das Mal aus der Wand getreten ist, hat es niemals eine Wasserleitung gegeben. Hier spielen osmotischer Druck und Kapillarität einander sozusagen in die Hände. Die Zeichen des Wassers können so überall auftauchen, aber sie müssen nicht.“ Er redete wie ein Professor der Hydrologie, selbstsicher, eloquent, geradezu begeistert – ich hätte ihm noch lange zuhören mögen.

Schließlich gestattete ich mir aber doch die Frage, wie er vorzugehen gedenke. „Ich werde, so schlecht das nun auch aussieht, die Wand rund um das Mal, wie Sie es nennen, aufstemmen müssen, um die Zuflußrichtung herauszufinden.“ Er holte aus der Werkzeuglade seines Schiebekarrens einen Fäustel und einen Meißel und begann mit dem Gehämmer. Es stäubte zwar, doch roch es seltsamerweise auch nach feuchtem Kalk, dazwischen spritzten rote Brocken von Mauerziegeln. Eine Quelle, aus der der Fleck Feuchtigkeit zog, war nirgends auszumachen, nicht die geringste Spur von Nässe war in der langen fensterlosen Wand von Schlaf- und Wohnzimmer weit und breit zu sehen, und wäre in der Luft nicht dieser Kalkgeruch gewesen, man hätte die Wand pulvertrocken nennen können.

Meister Pamfil änderte im Fortschreiten seiner Arbeit langsam die Taktik. Es ging ihm bald nicht mehr so sehr darum, den Verputz der Wand, also ihre Oberfläche auf Feuchtigkeitsspuren zu untersuchen, sondern, weil sich hier nun einmal nichts Auffälliges zeigte, vielmehr deren Tiefe. Bald konnte man durch handtellergroße Probelöcher, die er hier und dort mit dem Meißel in die Wand trieb, den roten Abendhimmel hereinleuchten sehen. Es war ein ganz neues Wohngefühl (oder wie immer man es nennen will), was sich unverhofft meiner bemächtigte. Ich muß das an dieser Stelle erwähnen, weil der weitere Verlauf der Ursachensuche Meister Pamfils mein Fühlen überhaupt sehr viel mehr in Anspruch zu nehmen begann als mein Denken. Ich empfand es wie eine Befreiung, als die tragende Wand des Hauses, die das Speise- und das „Herrenzimmer“ wie auch die Schlafstuben nach Westen hin abschloß, jäh hinauskippte und in sich zusammensank, fast ohne jedes Geräusch, als wäre sie aus nichts als Sand gebaut. Ich sage Befreiung, weil sich hinter dieser plötzlichen Öffnung ein heller Abend mit wunderbar bestirntem Himmel weitete und ich, um es einmal poetischer auszudrücken, den Sog einer unendlichen Ferne nach mir greifen fühlte. So war mir noch jedes Mal zumute gewesen, wenn ich bei einer unserer vielen Übersiedlungen hoch oben auf dem Umzugswagen thronend durch die Straßen fuhr, hinter mir das eben verlassene Haus, vor mir das noch nicht erreichte neue Domizil. Ich weiß wohl, wie sehr diese Übersiedlungen meinen Eltern ein Graus waren – für das Kind in mir waren sie nicht weniger als eine sich erfüllende

Verheißung von Freiheit, die freilich nur gerade so lange währte, bis das Umzugschaos sich zu neuer Häuslichkeit ordnete.

Das alles ging Meister Pamfil wenig an. Schließlich waren das meine und nur meine Gefühle, er hatte sich um anderes zu kümmern. Sorgen – ja, die hatte er mittlerweile doch wohl auch, das war ihm anzusehen. Nichts in dem bereits zerstörten Gemäuer gab nämlich nach wie vor auch nur andeutungsweise preis, was der Meister mit bewundernswerter Unverdroffenheit suchte. Als gegen Mitternacht, wir standen im Hof und rauchten eine Zigarette, das Flachdach über dem Wohnteil des Hauses sanft und geräuschlos wie ein Laken herniedersank, war die Hoffnung endgültig zerstoßen, außerhalb der Wasserleitung (und nur dort konnte es sein) etwas zu finden, was Meister Pamfils Theorie des Zusammenspiels von Kapillarität und Osmose hätte bestätigen können.

Weil die Nacht inzwischen dunkler geworden war, hatte Pamfil, um die Szene besser auszuleuchten, eine Karbidlampe angezündet. Sie gab ein starkes helles Licht, das die Petroleumlampen aus dem Hausbestand weit überstrahlte. Wie mochte ihr weißer Schein aus der Ferne, etwa von der Stadt her, wahrgenommen werden? Keinen schien dort zu kümmern, was wir hier taten, und das war uns, offen gesagt, auch ganz recht. Pamfil unternahm mit Hilfe der Karbidlampe noch eine stichprobenhafte Inspektion der Haustrümmer und gab schließlich zu, vor einem Rätsel zu stehen. Ihm bliebe, bemerkte er, nur noch übrig, entlang der unterirdischen Wasserleitung stadtwärts weiterzuforschen.

Im Osten über der Stadt graute schon der Morgen, die Lichter dort verlöschten, und ein rosiger Schimmer breitete sich über das Häusermeer auf den sieben Hügeln dieses anderen Roms. Meister Pamfil bewaffnete sich mit Spaten und Spitzhacke und grub sich, erst auffällig gemächlich, dann aber, im Fortschreiten, immer schneller, an der Wasserleitung entlang dem Stadtrand zu. Mit dämonischer Kraft, mir fällt dazu kein anderes Wort ein, arbeitete er sich gürteltief durch den Boden vor, mal zu seiner Linken, mal zu seiner Rechten wirbelte sein Spaten, Erde verspritzend, durch die Luft, weiter und immer weiter. Das ist der Golem redivivus, kam mir in den Sinn, das ist der wiedererstandene Knecht des Rabbi Löw von Prag mit seinem unbezähmbaren zerstörerischen Eifer, denn solche Kräfte besitzt fürwahr kein Mensch, nur ein Golem. Und Einhalt zu gebieten vermag einem solchen Wesen niemand – selbst nicht sein Erzeuger, der ich ja mitnichten war.

Die halbe Stunde war noch nicht um, da schaufelte er sich schon in einer Meile Entfernung von mir, so ungefähr mittwegs zwischen Haus und Stadt, seinen Weg durch die Landschaft, mit einer Emsigkeit, die ich nicht anders als furchteinflößend nennen kann. Ich stand auf den Trümmern meines Hauses in der kühlen Morgenluft und schaute dem Naturschauspiel, denn ein solches war es, gebannt zu. Nichts oder nur sehr wenig war von dem stattlichen Haus mehr übriggeblieben, überdacht waren nur noch Küche, Bad und Vorratskammer, das war auch alles, was es an

Bewohnbarem gab. Im Hof rauschte noch grünbelaubt die Kastanie, und der Schwengelbrunnen starrte, schon lang nicht mehr gebraucht, in seiner gußeisernen Schwärze.

Da kam mir plötzlich aus der Richtung der Stadt ein Lichtsignal in den Blick. Ich folgte der Spur Meister Pamfils, sie verlief sich im Häusermeer, und vom schaufelnden Golem war nichts mehr zu sehen. Jetzt merkte ich, von wo die Lichtzeichen herrührten – vom Wasserturm des Westsektors. Allein, wie sie zustande kamen, war nicht zu erkennen. Ich kramte aus einer Truhe den Feldstecher hervor, der aus Kriegszeiten bei uns geblieben war, und sah nun nah herangerückt, was dort vorging. Hoch auf der Plattform des Wasserturms stand mit erhobenen Armen Pamfil und blitzte mit einem Spiegel das Licht der aufsteigenden Sonne zu mir herüber, in einem bestimmten Rhythmus, wie ich feststellte, so richtig könnerisch gemorst. Nur entziffern konnte ich die Botschaft, die er offenbar mir und keinem anderen zukommen ließ, zunächst überhaupt nicht, so weit zurück lagen schon die kindlichen Indianerspiele mit dem ganzen Wissen akustischer und optischer Signalübertragung. Pamfil auf dem Wasserturm, das konnte ich sehr wohl erkennen, schien erregt und auch ungehalten ob meiner Begriffsstutzigkeit, seine Arme fuchtelten wild durch die Luft.

Da meinte ich plötzlich ein Läuten zu hören wie von einem Telefon. Hier gab's doch niemals ein Telefon, wußte ich, woher dieses Läuten? Schließlich merkte ich, woher es kam – aus der Baumkrone der Kastanie. Dort entdeckte ich, in eine Astgabel gezwängt, den Apparat mit aufgelegtem Hörer. Ein Telefon auf einem Kastanienbaum – das war nun etwas ganz Neues in dieser gottverlassenen Gegend. Ich holte die Leiter aus dem Holzschuppen, lehnte sie an den Stamm und kletterte die Kastanie hoch. Als ich den Telefonhörer von der Gabel nahm, tropfte aus der Muschel, wie aus einer eben abgestellten Brause, Wasser. Ich hielt den Hörer ans Ohr und vernahm nun eine Art Besetzzeichen, das allerdings seine Signallängen und -intervalle ständig veränderte. Es drang, unablässig wiederholt, eine immergleiche Botschaft an mein Ohr. Endlich verstand ich, was Pamfil mir mitteilen wollte: „Die Ratte ist ertränkt“. Als ich mit dem Fernglas von der Höhe des Baumes wieder stadtwärts zum Wasserturm schaute, erkannte ich an seinen Gestikulationen, daß er die Ankunft seiner Botschaft wohl bemerkt hatte. Er begann Freudensprünge und wilde Tänze zu vollführen. Mir fiel ein, daß ich das Telefon ja auch zum Sprechen benutzen könnte, und tat das auch: „Ja, ja, ich habe verstanden“. Das schien nun wiederum Pamfil gehört zu haben, denn es war nur noch eine Bewegung seiner gekreuzten Arme zu sehen, die besagte, daß alles klar sei.

Ich stieg vom Baum und holte das Kofferradio aus der Küche. Kaum hatte ich den Stadtsender eingeschaltet, tönte es mir auch schon im Sprechchor entgegen: „Olé, olé, olé, die Ratte ist passé“. Es waren noch Straßengeräusche zu hören, Aufrufe aus einem Megaphon, und eine Reporterstimme sagte etwas von einer „neuen Zeit“, die jetzt angebrochen sei, und daß der Tyrann in einem Stollen



unter seiner Villa, den er gewöhnlich für abendliche Spaziergänge benutzte, von den Städtischen Wasserwerken „erfolgreich geflutet“ (das konnte doch wohl nur heißen: „ertränkt“) worden wäre. Ich schreibe den Bericht über den Untergang meines Hauses, wie man sich denken kann, nicht in diesem selbst, sondern in einer etwas geräumigeren Dachwohnung hoch über der Stadt, deren Bild ich von hier aus bis in die entferntesten Winkel, bis hin zur letzten ihrer über hundert Kirchen überschauen kann. Ich schreibe ihn umringt von meinen Büchern, die ich mit einigem wenigen Hausrat aus den Trümmern rettete, und es will mir dabei scheinen oder ich wünsche es mir im stillen vielleicht sogar, es hätte dieses Haus nie gegeben. Sosehr aber ist seine Opferung an den Anbruch einer freudigeren Zeit gebunden, sosehr bin ich versucht zu glauben, diese Zeit wäre ohne seine Zerstörung nie gekommen, daß ich mir dann auch sage, dieses Haus hat sehr wohl existiert.